

Christusgemeinschaft in Maria

Zur Sinndeutung marianischer Frömmigkeit

Von Alois Grillmeier S. J., Frankfurt/Main

Die kirchliche Frömmigkeit stellt uns katholische Christen in betonter Weise vor Mariens Wesen und Persönlichkeit. Hier, so sagt die Kirche, ist eine besondere Möglichkeit für die Verwirklichung deines Heiles gegeben, hier fällt eine Entscheidung über dein Christsein, hier kannst du tiefer mit Christus verbunden werden. Mit welchem Recht stellt die Kirche die Person Mariens zwischen Christus und uns? Wären wir nicht mehr „Christen“, inniger bei Christus, wenn wir direkt zu ihm gingen? Warum versperrt ihr Katholiken euch so den Weg zum Herrn und damit auch zu Gott, dem Vater unseres Herrn Jesus Christus? rufen uns die Christen anderer Konfessionen immer wieder zu. Verehrt ihr Katholiken nicht doch mehr Maria als Christus (obwohl ihr es nicht wahr haben wollt), als ob unser Heil mehr von ihrer Fürbitte als von seinem Erlösungsoffer abhinge? Wird dadurch nicht Christi Wort: „*Ich bin der Weg!*“ entwertet? „Es ist (nur) *ein* Gott“, sagt Paulus, „und *ein* Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus“ (1 Tim 2, 5).

Vielleicht könnte man die Gegenfrage stellen: Wo wird denn Christus eindeutiger geglaubt, wo sein Wesen als Gott und als Mensch im Sinn der Schrift und der Überlieferung der alten Kirche ernster genommen: bei uns, die wir auch Maria ernst nehmen, oder dort, wo Maria ein Schattendasein führt? Die Antwort darauf fällt nicht schwer, und diese Antwort ist zugleich ein deutlicher Hinweis auf die Lösung der Paradoxie, des scheinbaren Widerspruchs unserer so überschwenglich anmutenden Marienverehrung. Der Glaubenssinn der Kirche hat in Maria eine besondere Dynamik gespürt, die hintreibt zu Christus. Maria ist das Urbild aller Verbindung mit Christus. Sie ist nur aus Christus zu verstehen und weist darum notwendig wieder auf Christus zurück. In diesem Hin und Her des gläubigen Blickes aber — so fühlt es die Kirche — wird das Christusverständnis gesteigert. — Vertrauen wir uns einmal dieser Dynamik zwischen Christus und Maria an.

I. Maria und Christus

1. Maria ist von Christus her und im Blick auf Christus geschaffen und innerlich begnadet und erwählt. Sie ist von vornherein in ihrem ganzen Wesen als Christusgestalt geprägt. Zwar geht sie ihrem Sohn im menschlichen Leben voraus, wie eben die Mutter ihrem Kind vorausgeht. Keine Mutter ist aber kraft göttlichen Wirkens schon so von ihrem Kinde, dessen Mutter sie werden soll, im voraus bestimmt, wie Maria. Das sagt der Glaubenssatz vom Jahre 1854, das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens: In Voraussicht der Verdienste Jesu Christi und im Hinblick auf sie ist Maria von der Erbschuld bewahrt geblieben. Während alle anderen Menschen als Gnadenlose, als Eigentum der Sünde und des Todes ins Dasein treten, hat Gott Maria als Erlöste und Begnadete geschaffen; sie ist darum nur von Jesus her zu verstehen. Christus ist auch als Mensch Sohn des himmlischen

Vaters, weil er als ewiger Gottessohn Mensch geworden ist. Er konnte überhaupt nicht aus der Sohnesherrlichkeit herausfallen — auch nicht durch den Eintritt in die Gemeinschaft unseres gnadenlosen Geschlechtes. Maria teilt als einzige von den Menschen mit ihrem Sohne das Vorrecht, immer in Gnade vor Gott gestanden zu haben, freilich nur wegen ihrer innigen Einheit mit eben diesem Sohn und durch dessen Verdienst. Sie ist damit das treueste und treffendste Abbild Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Dürfen wir Christen, die wir uns um nichts anderes so sehr bemühen als um diese Christusähnlichkeit, nicht auf sie als den treuen Spiegel des Herrn schauen, der uns das Christusbild schon aufleuchten läßt, bevor er selber erschienen ist?

2. Maria ist nicht bloß von Christus her bestimmt, sondern auch auf Christus hingeordnet und darum nur auf ihn hin zu verstehen. Sie hat eine Berufung, die ihr ganzes geistiges und leibliches Sein ergreift. Kein Mensch ist von seiner Christusberufung so wesentlich durchdrungen und erfaßt wie die Mutter des Herrn. Viele andere Menschen sind in besonderer Weise auf den Messias, auf den Christus hin berufen worden: die Propheten des Alten Bundes, besonders Isaias und Jeremias, und als deren größter und letzter Johannes, der Vorläufer des Herrn. Als der Verheißene dann selbst erschienen war, hat er seinen hörbaren Ruf an die Apostel ergehen lassen. Sie alle wurden von der Gestalt Christi — des Verheißenen und des Erschienenen — ergriffen, aber zumeist erst auf der Höhe ihres Lebens, bisweilen sogar nach einem christusfeindlichen Leben, wie Paulus. Nur einen hat Gott schon im Mutterschoß geheiligt, Johannes den Täufer (Lk 1, 41). Aber bei keinem der für Christus Gezeichneten hat diese Besitzergreifung so früh angesetzt wie bei Maria. Sie ist vom ersten Augenblick ihres Daseins wirksam von der Gnade Christi durchformt und für den Herrn bereitet. Bei ihr braucht es darum auch keine spätere „Berufung“ und noch viel weniger eine „Wende“, eine „Bekehrung“ zu Christus, eine Reinigung mit glühender Kohle (vgl. Is 6). Maria ist ruhender und doch lebendiger Besitz Christi von Anfang an.

In dieser ihrer seinshaften Berufung wird Maria zu einer ebenso seinshaften Offenbarung des Herrn. Sie wird von Gott den Weg der Jungfräulichkeit geführt und dies um Christi willen. Denn diese Jungfräulichkeit soll in besonderer Weise die Herkunft und das Wesen Christi und seiner Gnade offenbaren: Jesus Christus kommt von oben; er wird Mensch nicht aus dem Wollen und dem Begehren des Mannes (vgl. Joh 1, 13), sondern aus dem erhabenen Entschluß Gottes, auf die Welt zu kommen, und aus der Kraft des Heiligen Geistes (Lk 1, 35; Mt 1, 20). Ohne die Jungfräulichkeit Mariens könnten wir das Kommen Christi in seiner gnadenhaften, weltunabhängigen Initiative und Göttlichkeit gar nicht begreifen. Wir können die Herrlichkeit des Kommens und des ganzen Wesens Christi erst voll verstehen, wenn wir auch auf Mariablicken. Wir müssen ihr Wesen, ihre Gnadengeschichte, ihre eigene unbefleckte Empfängnis, ihre Jungfräulichkeit hinzunehmen zum Wesen und zur Geschichte Jesu — und dies, um sowohl die echte Geschichtlichkeit, d. h. die Menschheit Jesu, als auch seine Übergeschichtlichkeit, d. h. seine Gottheit, voll zu erkennen. Aus der wahren Mutterschaft Mariens hat die Kirche von jeher auf die wahre Menschennatur Christi geschlossen. In der Jungfräulichkeit der Geburt Jesu aus Maria aber sah sie immer einen Hinweis darauf, daß Jesus „Sohn des Allerhöch-

sten“ (Lk 1, 32), wesenhafter Sohn Gottes sei. Hätte sich dieser Sohn Gottes seine Menschennatur unter Mitwirkung irdischer Vaterschaft bereitet, so wäre diese seine einzigartige Sohneswürde verdunkelt und gefährdet worden. So eng ist also die Verbindung zwischen Christus und Maria, so sehr ist sie auf ihn hingeordnet, daß in der alten Kirche Mariendogmen zugleich Christudogmen werden konnten. Aussagen über Christus konnten als Glaubenssatz über Maria verkündet werden, wie auch Angriffe auf Maria zugleich zu einem Angriff auf Christus wurden. Die Geschichte des Konzils von Ephesus ist ganz von diesem Ineinander geprägt. Indem die Ehre Mariens und ihr Gottesmutter-Titel verteidigt wurden, waren Ehre und Wesen ihres Sohnes als des wahren Gottessohnes gerettet. Wenn Maria Gottesgebälerin, Gottesmutter genannt werden darf, dann ist Christus Gott. Wenn sie dieses Ehrentitels nicht würdig wäre, dann nur darum, weil ihr Sohn nicht Gott genannt werden dürfte.

Die seinshafte Hinordnung Mariens auf Christus, der Offenbarungscharakter ihres Wesens im Hinblick auf die Gottessohnschaft ihres Kindes, wird auch zu einer totalen Bezogenheit ihres bewußten geistigen Lebens auf dieses ihr Kind, das zugleich ihr Herr ist. „Siehe, ich bin die Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1, 38): darin ist das ganze Christusleben Mariens ausgesprochen, von der Verkündigung über das Kreuz bis zur Aufnahme in den Himmel. Die Hinordnung auf Christus ist vollendet und läßt keinen freien Raum in Maria zurück. Alles in ihr ist von Christus eingenommen.

3. Darin liegt schließlich die Höhe der Christusverbundenheit Mariens, daß sie nicht bloß von Christus her und auf Christus hin bestimmt ist, sondern daß Christus *in* ihr wird und west. Diese Gegenwart Christi in Maria ist zuerst eine geistige und dann auch eine leibliche Einwohnung. Sie hat den Sohn Gottes zuerst im Geiste empfangen, insofern es Gott auf das gehorsame Ja der Menschheit gegenüber seinem Gnadenangebot ankam. Die Jungfrau von Nazareth hat dieses Ja im Namen des ganzen Menschengeschlechtes gesprochen (Lk 1, 38). Indem aber Maria sich geistig im Glaubensgehorsam Gott ausgeliefert hat, ist sie würdig geworden, die leibliche Wohnung des Sohnes Gottes im Geheimnis der Gottesmutterschaft zu werden. Um diese Verbindung zu begreifen, genügt die Psychologie einer gewöhnlichen Mutterschaft nicht mehr. Gewiß ist eine Mutterschaft, die auf der Höhe dieser Würde steht, mit der leiblichen zugleich eine tiefe seelische und geistige Gemeinschaft von Mutter und Kind. Das Ja, mit dem eine Mutter ein Kind annimmt — vielleicht in tiefer Bedrängnis —, schlingt von vornherein ein starkes geistiges Band um beide, bevor das leibliche Band geknüpft ist. Bei Maria kommt etwas wesenhaft Neues im Vergleich zur rein irdischen Mutterschaft hinzu: die *gnadenhafte* Verbindung zwischen Christus und ihr im Heiligen Geiste. Dieser Christus, der als Mensch aus ihr geboren werden will, wirbt im Heiligen Geist um ihr bräutliches Ja zum Werke der Menschwerdung und macht sein leibliches Kommen in die Welt davon abhängig. Nachdem aber die Jungfrau dieses Ja gesprochen hat, trägt sie Christus mehr dem Geiste als dem Leibe nach. In diesem geistig-leiblichen Einwohnen wurde jene Verbindung zwischen Christus und Maria geschaffen, die zum Urbild auch unserer Einheit mit dem Herrn geworden ist. Können wir also über Maria und durch Maria näher zu Christus kommen als ohne sie?

II. Christus — Maria — der Christ

Verschiedene Wege zu Gott wären für uns Menschen denkbar und gangbar. Die Geschichte menschlichen Ringens um Gott offenbart die vielfältigen Gedanken und Sehnsüchte des menschlichen Herzens: *Ihn selbst* zu sehen, *Ihm allein* gegenüber zu stehen, alles Irdische, Geschaffene zu übersteigen und im geistigen Eins aufzugehen. Religiöser Individualismus und Spiritualismus hat kein Verständnis für geschöpfliches Mittlertum. Gab es nicht auch im christlichen Raum, am Anfang christlicher Aszese, jene anspruchsvollen Aufstiegs- und Einigungsmystiker platonisierender Denkart, denen die Menschheit Christi und selbst der Logos eine zu übersteigende Stufe zum Sein und Eins, dem Vater, war?

Liegt eine solche aller Gemeinschaft überhobene und mittlerlose Gottunmittelbarkeit im Heilsplan der christlichen Offenbarung? Nein. Gottes Heilskommen und in gewisser Hinsicht auch die ewige Gottesschau verwirklicht sich nicht auf dem Wege eines spiritualistischen Individualismus, sondern „im Zeichen“ und „in der Gemeinschaft“, sakramental und kirchlich. Von hier aus müssen wir auch Mariens Stellung „zwischen“ uns und Christus und dem Vater verstehen.

1. Gott vermittelt uns seine Unsichtbarkeit nur „sakramental“, d. h. in der Sichtbarkeit des Fleisches Christi, seiner Kirche und deren Sakramente. Das gilt zunächst für die Zeit unseres Wanderns auf Erden. Wenn wir demütig diese verhüllende Epiphanie Gottes entgegennehmen, erschließt sich uns Gott, der Unsichtbare. Wenn wir das Zeichen seiner Gegenwart annehmen und im Glauben bejahen, wirkt er das, was das Zeichen bedeutet, jetzt noch verborgen, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Gottes Gnadenwirken ist also wesentlich mittlerisch, vermittelt. Wir kommen erst dann unmittelbar zu ihm, wenn wir den Mittler zu ihm bejahen, — und wir finden um so tiefer in ihn hinein, je mehr wir die Notwendigkeit von Zeichen und Mittlern seiner Gnadengegenwart anerkennen. Dadurch bekunden wir eine tiefe Kenntnis sowohl vom Wesen Gottes wie auch von unserer Geschöpflichkeit und Sündenhaftigkeit. Der wahrhaft demütige Christ weiß, daß er nicht würdig ist, den ewigen Gott unverhüllt zu schauen (vgl. 1 Tim 6, 16). Wir anerkennen Gottes wahrstes, eigentlichstes, unzugängliches Sein, wenn wir sagen: wir brauchen ein Zeichen für Gott, wir benötigen einen Mittler zu ihm. Wenn wir in dieser Demut vor Gott stehen, ziehen wir ihn zu uns herab und werden seiner viel tiefer teilhaft, als wenn wir anspruchsvoll die reine unvermittelte, „sakramentslose“ Gottunmittelbarkeit begehren.

Katholische Theologie und katholisches Glaubensbewußtsein beruhen darauf, die ganze Heilswaltung Gottes inkarnatorisch-ekklesiologisch-sakramental zu verstehen¹. Die Kirche hat dieses ihr Heilsverständnis hart verteidigen müssen. Ihr Glaube an Menschwerdung, Kirche und Sakrament wurde ihr als eine untragbare Versinnlichung des Göttlichen, als eine Auslieferung der Religion an die Zufälligkeit der Geschichte, ja an die Magie, und als schwere Behinderung wahrer Religiosität gedeutet. Reine Geistigkeit, reine Innerlichkeit, volle Gottunmittelbarkeit — so betonte man —, machen das Wesen wahrer Religion aus. Gewiß ist die Gefahr der unstatthaften Versinnlichung für das mittlerisch-kirchlich-sakramentale

¹ Vgl. Otto Semmelroth, S.J., *Die Kirche als Ursakrament*, Frankfurt/Main 1953.

Denken immer gegeben. Die Kirche wußte um diese Gefahr und war immer bemüht, ihr zu begegnen. Aber es hieße in stolzer Überheblichkeit Gott gegenüber über sich selbst bestimmen und sich selbst erlösen zu wollen, würde man um jener Gefahr willen die gottgewollte Heilsvermittlung durch den lebendigen Christus in seiner sichtbaren Kirche leugnen.

Aus dieser sakramental-mittlerischen Auffassung vom Kommen Gottes zu uns und unserem Gehen zu Gott heraus ist auch die Stellung Mariens zu deuten, die sie im Glauben und in der Frömmigkeit der katholischen Kirche einnimmt. Maria wird zu einem gnadenhaften Zeichen, gewissermaßen zu einem Sakrament, das der Welt Christus bringt (Is 7, 14). Da sie als Gottesmutter Christus für die Welt trägt, ist sie das lebendig-wirksame Zeichen der Gegenwart Christi unter uns. Christus selbst ist freilich das Ursakrament unseres Heils. Seine Menschheit ist für uns das wirk-same Sakrament seiner Gnadenzuwendung. Aber indem seine Menschheit in Maria und durch Maria Gestalt annimmt, ja leiblich und seelisch zur Entfaltung kommt (das „ex Maria virgine“ ist in seinem sehr tiefen Sinne ein bleibendes Wesens-merkmal Christi) und in der Kirche für uns greifbar wird, nehmen Maria und die Kirche an diesem ursakramentalen Charakter Christi teil und werden für uns die lebendigen Träger des einen Mittlers Christus.

Gibt es also keine Gottunmittelbarkeit in unserem Christenleben? Werden wir nicht unmittelbar von Gott selber angesprochen und angerührt? Ist nicht Er, sein Heiliger göttlicher Geist es schließlich, der uns allein begnadigen kann? Ohne allen Zweifel ist es so. Und doch wird das Gesetz der Vermittlung nicht aufgehoben. Denn der Sinn dieser Vermittlung ist nur der, in die Gottunmittelbarkeit zu führen und zwar tiefer und seinshafter, sicherer und dauerhafter als es ohne diese Vermittlung für uns leib-seelische Wesen in der jetzigen Heilsordnung möglich wäre. Wo-durch ist denn Christus in uns der Mittler des Heils? Durch seinen Geist. Diesem Geist ist es eigen zu verbinden. Wo er sich einschaltet, wird nicht ein trennendes Zwischenglied zwischen Gott und uns eingeschoben, sondern erst das einigende Band geknüpft, das uns mit Gott, dem Vater verbindet (vgl. 1 Kor 12, 13). Irdische, zumal die materielle Mittlerschaft hat den Nachteil, daß sie mit der verbindenden Funktion immer zugleich auch eine trennende ausübt. Der Mörtel, der die Steine zusammenhält, verbindet und trennt zugleich. Das verbindende Wesen des Geistes Christi aber ist über alle Trennung erhaben. Denn Christi Menschheit ist voll des Heiligen Geistes. Christi Mittlerschaft vollzieht sich darum so, daß er uns den Geist Gottes sendet. In diesem Geist sind wir aufs innigste mit Christus vereint und stehen zugleich als Kinder unmittelbar vor dem Antlitz des Vaters (vgl. Gal 4, 4—7).

Dieser Heilige Geist ist es auch, der eine Mittlerschaft Mariens ermöglicht, die uns unmittelbar mit Christus und in ihm mit Gott verbindet. Durch Mariens Mitt-lerschaft zu Christus und in ihm zum Vater gehen, heißt nicht, daß wir immer erst — noch getrennt von beiden — bei Maria weilen müßten, so wie man physisch und räumlich in einem Vorzimmer wartet, um eine hochgestellte Person zu sprechen. Wir können jederzeit zu Gott kommen, ohne ein solches trennendes „Vorzimmer“ durchschreiten zu müssen, ohne jemand voraussenden zu müssen, der uns bei Gott einführen könnte. Denn es geht hier um eine Vermittlung im Heiligen Geist. Wenn

wir im Glauben, d. h. im Heiligen Geist den Weg, auf dem Gottes Gnade, das Heil zu uns gekommen ist, anerkennen und bejahen, dann wird die ganze „sakramentale“ Kraft dieses Mittlerweges für uns wirksam. Wenn wir uns vor dem unsichtbaren Gott im Glauben auf Christus berufen, wie er uns in Maria, in seinen Heiligen, in der lebendigen Kirche, seinem Leibe, entgegentritt, und also nicht mehr allein, sondern in der Gemeinschaft des ganzen Christus, der da ist Haupt und Leib *ein* Christus, vor dem Vater stehen, dann werden wir auch von ihm als solche gewertet, die die ganze Sendung Christi in die Welt hinein, mit Einschluß der fürbittenden Macht Mariens, der Heiligen, der Kirche sich zu eigen machen, und dies um so mehr, je tiefer die Gesinnungen und Haltungen dieser göttlichen „Urbilder“ in uns Wurzel geschlagen haben. Nach dem Hebräerbrief (7, 25) steht ja Jesus „immer fürbittend für uns beim Vater“, und bei ihm stehen die Erlösten, allen voran Maria; sie sind von ihrem Erlöser unabtrennbar, und dieser von ihnen. Ihre Gebete steigen immerdar mit dem Fürbittgebet Christi zu Gott empor, wie ihr Symbol, der Rauch des Altars der Geheimen Offenbarung (5, 8; 8, 3).

Wenn wir uns darum vor Gott auf diesen gewaltigen Strom opfernden Betens berufen, dann beten wir „mittlerisch“ und doch in gesteigerter Gottunmittelbarkeit. Ja, es gibt gar keine andere Unmittelbarkeit zu Gott als in Christus, der uns seinerseits wieder in Maria als dem Urbild der Kirche entgegentritt. So sehr ist die Unmittelbarkeit zu Gott gewahrt, daß wir tiefer gesehen nur über die Vermittlung Gottes überhaupt in gnadenhaften Kontakt mit Maria (und den Heiligen) treten können, um ihr von Person zu Person unser Herz zu eröffnen, um sie um ihre Vermittlung bei Gott zu bitten. Wir sind immer eher bei Gott als bei Maria — und dennoch behält das vermittelnde Beten und Tun Mariens und der Heiligen seinen vollen, unersetzlichen Wert: denn Gott will uns im Glauben an seine Heilswege vor sich sehen, weil darin die Anerkennung unserer Hilflosigkeit und Unwürdigkeit am deutlichsten, sozusagen am menschlichsten zum Ausdruck kommt.

Maria aber steht an den drei entscheidenden Stationen dieses Heilsweges. Es ist unmöglich, ihn zu bejahen, ohne auch Mariens Diakonie gläubig mitanzunehmen. Mit der gnadenvollen Anrede Gottes an sie, die Vertreterin des Menschengeschlechtes (Lk 1, 28), hebt das Kommen Gottes zu uns überhaupt an. Ihr Ja zu diesem Kommen der Gnade (Lk 1, 38) ermöglicht rückwirkend und vorausgreifend alles Eintreten Gottes in die Welt vom verschlossenen Paradies an bis zur Vollendung der Zeiten. (Und wenn jegliche Gnade Gottes der Schöpfung, d. h. Engeln wie Menschen gegenüber, als Gnade Christi bezeichnet werden darf, wenn alles Kommen Gottes zu seinen Geschöpfen im Kommen Christi zusammengefaßt ist, dann reicht Mariens Ja noch vor den Beginn und den Raum der Menschenwelt hinaus hinein in das Reich der Geister.) Denn Gottes Gnadenwille hatte sich an das willige Ja der Menschheit (und der gesamten geistigen Schöpfung) gebunden und Maria hat es gesprochen. Sie hat es auch durchgehalten bis in die schwerste Stunde der Prüfung, da der neue Adam, ihr Sohn, am Kreuz den Gehorsam leisten mußte, auf den es Gott ankam und aus dem heraus auch Maria vorerlöst war. Wiederum steht sie nicht als Privatperson neben dem Opferaltar ihres Sohnes. Das Wort, das Christus vom Kreuz herab an sie das „Weib“ und zu Johannes gesprochen hat (Joh 19, 26. 27), zeigt, daß es in dieser Stunde nicht um rein individuelle und private Beziehungen

zwischen Jesus, Maria und Johannes geht. Es ist ein Heilswort, das uns und die ganze Kirche meint². Diese Kirche aber sieht sich selbst in der Gestalt Mariens unter dem Kreuze. Sie betrachtet die Mutter des Herrn als dessen „Gefährtin“ im Erlösungswerk, als die neue Eva, die Mutter der Lebendigen, und als Urbild ihrer eigenen Sendung, die darin besteht, die Erlösungsfrüchte vom Kreuze her entgegenzunehmen und sie an die Menschheit auszuteilen. Als Spitze der erlösten Menschheit und als erstempfangendes Gefäß der Gnade Christi sehen wir Maria endlich auch in der Stunde der Geistsendung (Apg 1, 14; 2, 1—4). Gewiß erscheint die Mutter Jesu nun als Glied eingeordnet in die sichtbare Gemeinschaft der Kirche. Ihr Gliedsein aber bleibt gestaltet aus der ganzen Geschichte und Tiefe ihrer Berufung und damit behält sie, die Vor- und Erst- und Voll-Erlöste, auch in dieser Stunde, da der Geist nicht mehr bloß sie, sondern die ganze Kirche überschattet, ihren Vorrang und ihre geistige Mittlerstellung vor Gott. Das ganze Wesen Mariens hat sich der Kirche aufgeprägt und die Gemeinde der Erlösten sieht ihr ganzes Sein und ihre Sendung in Mariens Wesen und Berufung und Schicksal urbildlich zusammengefaßt (wie schon der Seher der Geheimen Offenbarung [Kap. 12] das Bild der Kirche im Bilde Mariens schaute)³. In der Aufnahme der jungfräulichen Mutter des Herrn mit Leib und Seele in den Himmel weiß die Kirche schließlich ihr eigenes Schicksal vollendet.

2. Damit wird einsichtig, daß wir die Mittlerschaft Mariens überhaupt nicht umgehen können. Gott wird uns nicht huldvoll anschauen, wenn wir als isolierte, auf uns selbst gestellte Einzelwesen vor ihn hintreten wollten. Nur als Glieder der Gemeinschaft Christi, der Kirche, wird er uns als seine Söhne anerkennen, wird er uns seine Seligkeit schenken. Es gibt im Himmel keine Privatabteilung, wo sich alle jene einrichten könnten, denen die ordentlichen, mittlerischen Heilswege Gottes nicht zugesagt haben. Alles ist dort umfaßt von der einen vermittelnden Gemeinschaft aller in Christus, von der Kirche der Vollendeten. Engel und Menschen gehören zu ihr. Nur als Glieder dieser Gemeinschaft wird uns das Letzte und Höchste zuteil: die Schau des unsichtbaren Gottes. Nach der Lehre der Kirche steht aber Maria nicht als irgend ein Glied innerhalb dieser Gemeinschaft, sondern an einer bevorzugten, ja umfassenden und alles einfangenden Stelle. Sie behält auch in der Gemeinschaft der Vollendeten ihr Amt als neue Eva, als Mutter aller Lebendigen. Als Königin der Engel tritt sie an die Spitze aller in Christus Begnadeten, insofern sich durch sie erst Christus der Welt, d. h. den Engeln und Menschen als Quelle der Gnade geschenkt hat. Die geschichtlich vermittelnde Stellung Mariens wird dort in ihrer Wirkung, in der Kirche der Vollendeten, für alle Ewigkeit sichtbar und gegenwärtig. Jedes Glied dieser Gemeinschaft weiß, daß Maria in seinem Namen das Ja zur Erlösung und Begnadigung in Christus gesprochen hat.

Die wandernde Kirche auf Erden ist überzeugt, daß die mit Leib und Seele schon in die Kirche der Ewigkeit vorausgegangene Mutter der Lebendigen innerhalb der Gemeinschaft der Erlösten weiterhin eine lebendige Wirksamkeit entfaltet und zwar

² Vgl. P. Gächter S.J., *Maria im Erdenleben*. Neutestamentliche Marienstudien (Innsbruck-Wien-München 1953) 201—226.

³ Vgl. O. Semmelroth, S.J., *Urbild der Kirche*. Organischer Aufbau des Mariengeheimnisses (Würzburg 1950).

eine solche, die ihrer Würde als bevorzugtem Glied entspricht. Maria hilft mit, diese Gemeinschaft der Heiligen zu vollenden und ihr die Gnaden Christi, des Erlösers, zuzuwenden. Niemand kann mehr dazu beitragen, dieses Werk der göttlichen Heilsgeschichte in Christus zu Ende zu führen als jene, in der es für uns alle begonnen hat.

Das bedeutet freilich nicht, daß nun Maria durch eine persönliche, physische Handlung einem jeden Glied der Kirche die Gnade der Erlösung, die Geistesgnade zuteilt. Man hat den Satz gewagt: „Sie (Maria) *allein* verwaltet und verteilt alle deine Gnaden (d. i. die Gnaden des Hl. Geistes, die Christus uns am Kreuz verdient hat), an wen sie will und in welchem Maße sie will“⁴. Das ist eine recht anthropomorphe Vorstellung oder kann wenigstens als solche ausgedeutet werden. Maria hat es durch ihren Gehorsamsakt nur möglich gemacht, daß Gottes Gnaden kommen und ausgegossen werden konnten. Von einem Verfügen Mariens über diesen Gnadengeist im einzelnen und für einen jeden von uns kann keine Rede sein. Gott selbst bleibt souverän in seiner Gnadenverteilung und „verleiht einem jeden den Geist, wie er will“ (vgl. 1 Kor 12, 11). Gewiß wird Gott in seiner Gnadenverteilung in erster Linie die Fürbitte Mariens miteinbeziehen und den einzelnen Menschen entsprechend ihrem mütterlichen Flehen begnaden. Keineswegs aber versteht die Kirche Mariens fürbittende Mittlerschaft in dem Sinne, daß Gott ein *ausschließliches* Gesetz der Heilvermittlung daraus gemacht hätte, seine Gnaden so zu verteilen, wie es Mariens Wille wäre. Vielmehr wird Maria — wie auch Christus als Mensch — ihre Fürbitte einrichten nach dem Bilde des unveränderlichen göttlichen Heilsplanes, den sie in Gott schaut. Diese Fürbitte als solche aber ist ihrerseits wiederum schon von Ewigkeit her in Gottes Heilsgedanken eingebaut — und völlig eingeordnet in Gottes unaufhebbare Gnadenoberherrlichkeit.

Christus — Maria — die Christen: dieses Verhältnis ist wahr und wirksam. Maria ist Zeichen und Gefäß der Gnade Christi. Aber diese ihre Mittlerstellung zwischen Christus und uns ist im Geiste zu verstehen. Viele mag der Gedanke einer Mittlerschaft Mariens oder auch der Heiligen belasten, weil sie ihn falsch verstehen oder übertreiben. Sie fühlen sich von dem lebendigen, allgegenwärtigen Gott getrennt und an Geschöpfe verwiesen. Wenn sie das wahre, geistige Wesen des Mittler-tums Mariens, der Heiligen und vor allem der Menschheit Christi erkennen, werden sie vollkommene Gottunmittelbarkeit mit wahrer Mittlerschaft verbunden sehen.

Ja, diese Gottunmittelbarkeit wird um so tiefer und lauter sein, je vermittelter sie nach dem Willen Gottes ist. In dieser Gegensatzeinheit wird sich ja auch unsere unmittelbare Gottesschau in der Ewigkeit vollziehen. Auch in der verklärten Kirche der Vollendeten wird die Ordnung des Mittlertums nicht aufgehoben und in absolute Gottunmittelbarkeit hinübergeführt. Wohl wird die Seligkeit aller die unverhüllte Gottesschau sein. In alle Ewigkeit aber wird die Menschheit Christi ihre mittlerische Stellung behalten und allen Gliedern seines Leibes, der Kirche, jenen Geist mitteilen, der allein die Befähigung zur Gottesschau verleihen kann. Wie sie uns auf Erden im Heiligen Geiste die Gnade übernatürlichen Glaubens vermittelt, so werden wir in ihrem Lichte Gott selber schauen. Nicht umsonst wird in der Ge-

⁴ So im Gebet der Legio Mariae; vgl. zur Kritik dieses Wortes K. Rahner, ZkTh 75 (1953) 229; ebenso O. Semmelroth, diese Ztschr. 27 (1954) 59 ff.

heimen Offenbarung bei der Schilderung der Stadt der Vollendeten immer neben Gott auch das Lamm, d. h. Christus der Gottmensch, genannt (21, 22, 23; 22, 1. 3). Gott und das Lamm sind Tempel und Leuchte der himmlischen Stadt. Niemand wird also ohne die Menschheit Christi selig sein, niemand wird ohne sie und die beständig in ihr vermittelte Geistesgnade Gott schauen.

Damit ergibt sich etwas Wichtiges für die Gestaltung unserer persönlichen Frömmigkeit. Unser Glaube an die Vermittlung des Heiles in Christus, in Maria, in den Heiligen muß von aller Enge und Vermenschlichung freigemacht werden. Nur wenn wir diese Mittlerschaft falsch verstehen, wird sie psychologisch (nicht der Wirklichkeit nach) zu einem Zwischenglied, das uns den Blick auf Gott und die wahre Gottesunmittelbarkeit versperrt. Das Gehen zu Maria und zu den Heiligen, auch die Andacht zur Menschheit Christi, darf nicht zu einem endlosen, bewußtseinsmäßigen Antichambrieren in den Vorzimmern Gottes gemacht werden. Wir brauchen nicht zu glauben, daß das Gesetz der Mittlerschaft uns den Zugang zum Dreifaltigen Gott versperre oder uns davon abhalte, überhaupt zu Gott selber zu gehen. Wir brauchen kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn wir ihn unmittelbar anreden, weil es etwa größere und tiefere Frömmigkeit wäre, zuerst zu Maria oder einem der Heiligen zu gehen. Es wäre für die Entfaltung des inneren Lebens sehr hemmend, wenn Christen bei ihrem Beten sich *psychologisch* immer bei der Anrede an Maria, an die Heiligen aufhalten wollten, wenn sie auch durch sie hindurch auf Gott hinstreben. Die Erhabenheit der Gottesidee, die Betrachtung des Innenlebens des Dreifaltigen Gottes darf und braucht keineswegs von dem Gebetsleben eines katholischen Christen ausgeschaltet werden. Prediger und geistliche Väter sollten ihre Hauptaufgabe darin erblicken, unsere Gläubigen dahin zu führen — aber im Geiste echter Heilsmittlerschaft. Maria, die Heiligen und selbst die Menschheit Christi dürfen nicht *psychologisch* zur „Endstation“ des Betens und des Betrachtens der Christen gemacht werden und dies vor lauter Angst, sonst nicht katholisch zu sein und den kürzesten Heilsweg zu versäumen. Alles muß hinstreben auf den lebendigen, über alles erhabenen Gott. Dieser Gott aber soll uns vor sich sehen als solche, die sich im Glauben und frommer Liebe verbunden haben mit den Mittlern seines Heils. Diese Bejahung aller Mittlerschaft — des erlösenden Mittlertums Christi, der in Christus wirksamen Mittlerschaft Mariens und der Heiligen, dieses sich Hineinstellen in Gottes Gnadengemeinschaft, die Kirche, das ist es, was uns die volle Gottunmittelbarkeit seinshaft sichert und auch psychologisch in unserem Beten gestattet.

So braucht im marianischen Jahr nicht jede Predigt über Maria gehalten zu werden, muß nicht jedes Beten zuerst bei ihr anfangen, sollten die Theologen nicht nur über Maria schreiben, um den Absichten dieses Jahres zu entsprechen. *Christus, Gott* ist der Sinn des Marianischen Jahres, wie ihn ja auch Papst Pius XII. in seinem Rundschreiben „Fulgens Corona“ umriß: Rückkehr zu Christus und seinen Geboten. Diese Rückkehr wird freilich um so tiefer und dauerhafter sein, je mehr sie im Geiste Mariens und in lebendiger Verbindung mit ihr vollzogen wird. Dieses Jahr wird aber auch echt marianisch gefeiert — ja gerade dann, wenn in besonderer Weise von Christus und seinen Geboten, von Gott und seinem Heile, die Rede ist. So wird es also bei recht verstandener Mittlerschaft Mariens und dem liebenden

Verweilen in ihrem Wesen zu keiner Verengung kommen. Unser Gehen zu Gott wird nur das Tempo ihres Schrittes annehmen, so daß wir „eilends“ mit ihr „über das Gebirge“ (Lk 1, 39) dieser Sichtbarkeit hinein zum unsichtbaren Gott. Unser Stehen vor Gott wird demütiger und würdiger zugleich, weil wir uns im Glauben und in der Liebe verbinden mit der „Magd des Herrn“ und ihrem steten Flehen und Bitten vor Gott. Unsere Christusgestaltung wird getreuer und reiner, weil wir in seiner Mutter den treuesten Spiegel seines Wesens und das Urbild aller Christusähnlichkeit sehen. Wenn wir uns im wahren und ganzen Wesen Mariens aufhalten, werden wir immer und unaufhaltsam Gott in Christus begegnen. So sollen wir uns der katholischen Synthese dieser „vermittelten Gottunmittelbarkeit“ voll anvertrauen. Sie gibt uns die völlige Freiheit des Geistes, Gott alles in allem sein zu lassen.

Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens und unsere Frömmigkeit

Von Karl R a h n e r S. J., Innsbruck

Die katholischen Christen feiern dieses Jahr nach der Absicht ihres obersten Hirten als Marianisches Jahr, das in besonderer Weise dem Gedächtnis der Definition des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens (8. Dezember 1854) geweiht sein soll.

Welches sind „die religiösen Werte“ dieses Dogmas — so hätte man vor 30 Jahren, entsprechend der damaligen Zeit und der Formulierung eines damals bekannten Buches, gefragt. Wir heute haben vielleicht nicht mehr so leicht den Mut, die Wahrheit Gottes daran zu messen, ob sie uns wertvoll erscheint; wir hegen eher Verdacht gegen unsere eigenen Wertmaßstäbe. Aber immerhin: auch wenn man alles höchst Fragwürdige von solcher Fragestellung fortnimmt, so bleibt doch bestehen: ein Dogma ist nicht nur wahr, sondern ist auch *uns* gesagt. Uns aber ist es nicht nur gesagt, weil es wahr ist, sondern weil diese Wahrheit zu unserm Heil ist. Freilich ist sie zu unserem Heil, auch gerade weil sie wahr ist. Aber es wäre häretischer Gnostizismus oder die falsche Behauptung, daß Wahrheit und Heil, Glaube und Liebe einfach dasselbe seien, wollte man meinen, diese Wahrheit sei uns *bloß* gesagt, weil sie wahr ist. Wir können uns, ja wir müssen uns also fragen, was eine Offenbarungswahrheit über die unmittelbar von ihr ausgesagte Tatsache hinaus noch *für uns* bedeute.

Die einfachste Antwort darauf, deren Einfachheit aber zugleich unsere größte Schwierigkeit ist, besteht darin, daß wir durch die Erkenntnis der Wahrheit „mehr“ über Maria *wissen*, damit wir sie mehr *lieben*. Das ist eine ganz einfache Sache und darum für uns Komplizierte sehr schwierig. Man muß begreifen, richtiger: vollziehen, daß Maria ist, daß sie zu lieben ist — in Gott, um seinetwillen und um unseres Heiles willen —, daß diese Liebe (zu Gott und allen, die er ge-